Können sie lesen?

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **3 (1960)**

Heft 3

PDF erstellt am: **19.03.2021**

Persistenter Link: http://doi.org/10.5169/seals-387919

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

KÖNNEN SIE LESEN?

«Le critique n'est qu'un homme qui sait lire et qui apprend à lire aux autres». Dieses Wort von Sainte-Beuve erschöpft zwar keineswegs das universale Wesen des Literaturkritikers Max Rychner, *aber es trifft restlos zu auf das, was er in den Erläuterungen zu seiner Ausgabe von Goethes «West-östlichem Divan» (mit den «Noten und Abhandlungen» in der Manesse-Bibliothek der Weltliteratur, Zürich 1952) dem Leser schenkt. Seine Kunst des Kommentars gibt uns in der Tiefe ein Werk zu eigen, das über die Zeiten hinaus und durch seine verspielten orientalischen Maskeraden hindurch inneres Leben stiftet – frohe, freie Bereitschaft, sich dem Menschen und der Welt weit offen zuzuwenden. «Die Berührung mit Hafis und der verwegenen orientalischen Bildlichkeit», heißt es im meisterhaften Vorwort, «hat in Goethe die ganze Kühnheit des Sagens erlöst; in einem Rausch der Wonne vermählt er sich seiner Sprache aufs neue. Er ist ihrer bewußter als je und führt sie, hingerissen von ihrem Vermögen der Hingabe, bis an alle Grenzen unserer Reiche... Die Aufschwünge der jugendlich-genialen Hymnik werden hier noch überflogen; die Worte kehren mit einer neuen Erfahrung im Lichtbereich zur Erde zurück, ohne ihr deshalb entfremdet zu sein. Es ist, als drängte alles von Gott und den Menschen Geschaffene dem Dichter entgegen, um von ihm eine nie vergehende Verklärung zu erlangen. Er ist inmitten, durchschauert von der Herrlichkeit der Schöpfung an die ihn selbst der Schmerz verweist – auch er als bewegende Gewalt im umfassenderen Gefüge dieser Wortwelt».*

Wir entnehmen dem Band drei Gedichte aus dem «Buch der Betrachtungen» und die zugehörigen Erläuterungen Max Rychners.

«Die Jahre nahmen dir, du sagst, so vieles:
Die eigentliche Lust des Sinnespieles,
Erinnerung des allerliebsten Tandes
Von gestern, weit- und breiten Landes
Durchschweifen frommt nicht mehr; selbst nicht von oben
Der Ehren anerkannte Zier, das Loben,
Erfreulich sonst. Aus eignem Tun Behagen
Quillt nicht mehr auf, dir fehlt ein dreistes Wagen!
Nun wüßt ich nicht, was dir Besondres bliebe?»

Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!

19. Februar 1818; eingereiht 1827. Entstanden im «Gasthaus zur Tanne», Camsdorf bei Jena. Der Jugend schenken die Jahre, dem Alter rauben sie: «Wollen nicht mehr schenken, wollen nicht mehr borgen,/ Sie nehmen heute, sie nehmen morgen» (Die Jahre; Ged., 1814). Vers 1–9, der Alternde wird von strenger Jugend, die weiß, was Leben heißt, geprüft: aber er selber hat ihr die Stichworte gegeben (V. 1: du sagst). Nach Abzug dessen, was der Jugend Leben bedeutet, bleibt dem Betagten nicht nichts, sondern Schau, Erkenntnis, Mitfühlen, Liebe des ganzen Lebens. Er ist nicht ärmer geworden; er versagt es sich aber, seinen herrlichen Besitz, Idee und Liebe, triumphierend auszuspielen. Es sind Weltprinzipe, die jenseits der mathematischen Erkenntnis liegen; G. spricht davon in den *Maximen und Reflexionen* (Aus Makariens Archiv): «Jeder Denkende, der seinen Kalender ansieht, nach seiner Uhr blickt, wird sich erinnern, wem er diese Wohltaten schuldig ist. Wenn man sie aber auch auf ehrfurchtsvolle Weise in Zeit und Raum gewähren läßt, so werden sie erkennen, daß wir etwas gewahr werden, was weit darüber hinausgeht, welches allen angehört und ohne welches sie selbst weder tun noch wirken könnten: *Idee* und *Liebe*.» Beide Prinzipien sind urtümlicher als die der Wissenschaft und konstituieren das Leben derselben. Der Geist des Alternden erhebt sich aus den Einzelaktionen des irdisch drangvollen Lebens in die obere Region, wo die Zusammenhänge, die Anfänge, die Urphänomene ins Licht gewandt erscheinen und die Ahnung letzter Gründe keine Abwendung vom Leben bedeutet, sondern dessen ganze Erfassung erst vollendet. – Die letzte Zeile des Gedichts, die alle neun voraufgehenden monumental wie eine Säuleninschrift aufzuwiegen hat, steht in makelloser Größe da. Das Alter ist nicht Nachlassen und Absinken der Kräfte, sondern deren

Metamorphose, es ist Vergeistigung, umfassendere Teilhabe, Aufstieg zur Vollendung. Die Liebe will nicht mehr das Ihre, sie erkennt sich in der Ordnung der Idee als kosmische Kraft.

Dschelâl-Eddîn Rumi spricht

Verweilst du in der Welt, sie flieht als Traum;
Du reisest, ein Geschick bestimmt den Raum;
Nicht Hitze, Kälte nicht vermagst du festzuhalten,
Und was dir blüht, sogleich wird es veralten.

Suleika spricht

Der Spiegel sagt mir: ich bin schön!
Ihr sagt: zu altern sei auch mein Geschick.
Vor Gott muß alles ewig stehn,
In mir liebt ihn, für diesen Augenblick.

Dschelâl-Eddîn Rumi spricht – Vor dem 30. Mai 1815. Über diesen größten mystischen Dichter der Perser vgl. NA[1] «Sein *Mesnewi* ist das kanonische Buch der Sufis» (K. Burdach). Der Titel heißt: Das doppelgereimte Gedicht. Von ihm stammt auch ein *Divan*. Alles geht vorüber, aber auch du gehst auf deinem Pilgerweg durch die Welt allem vorüber. Vgl. G.s:

«Verweile nicht und sei dir selbst ein Traum,
Und wie du reisest, danke jedem Raum,
Bequeme dich dem Heißen wie dem Kalten;
Dir wird die Welt, du wirst ihr nie veralten».
(Sprichwörtlich.)

Das genaue Gegenstück zu der *Divan*-Strophe, Wendung ins Positive.

Suleika spricht – Vor dem 30. Mai 1815. Antwort auf das voraufgehende. Die Aussage des Spiegels: *ich bin schön*, ist wesentlicher als der Gedanke an die Vergänglichkeit. Im Vergehenden offenbart sich das Ewige, das Schöne kündet davon. Vgl. *Vier Jahreszeiten*, Sommer, 35:

«Warum bin ich vergänglich, o Zeus?
so fragte die Schönheit.
Macht ich doch, sagte der Gott, nur das
Vergängliche schön.»

Vor Gott ist jeder Augenblick unvergänglich, sagt Suleika; liebt ihn in mir, das heißt indem ihr meine Schönheit, sein Siegel, betrachtet. Augenblick ist für G. ein hohes Wort wie für die Griechen Kairos. Faust frevelt auch darin, daß er in seinem stürmend tätigen Eifer den Augenblick verachtet, der die gesamte Fülle in sich faßt und zu dem er sagen könnte: «Verweile doch, du bist so schön!» Er verwirft von vornherein diese Erfahrung. Denn um eine Erfahrung des Ewigen handelt es sich bei diesem augenblicklichen Innewerden, um etwas Allgemeineres als Denken oder Spekulation über Zeit und Ewigkeit. Eine andere haben wir nicht. Sie ist nicht allein dem Mystiker eigen oder nur ihm möglich; sie ergreift den Menschen,

«Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.»
(Vermächtnis.)

Auch das Buch der Betrachtungen endet groß und geheimnisvoll. Beginnend mit dem Scherz über die schönste Braut, endet es mit Suleikas Spiegelvers über die Gotteserfahrung an der Schönheit. Dazwischen werden Erscheinungen des Schönen in der gesellschaftlichen und moralischen Welt auf dem dunklen Hintergrund ihrer Gegensätze widergespiegelt. Aufgefächert liegt das Dasein vor dem betrachtenden Blick, der es fern und kühl, mit einemmal wieder heiß belebt, wahrnimmt. Der Dichter ordnet Erfahrungen, stuft ein, scheidet aus und hebt noch an geringsten Dingen – Blick, Gruß, Vorbeiritt an der Schmiede – ihren Zeichensinn, ihren Hinweis auf Lebensgesetze hervor. Er tut es auf seine westliche Weise, doch immer wieder vom Orient angelockt und seiner Schätze bewußt sich freuend.

[1] Goethes «Noten und Abhandlungen ...»